



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Julian: Die schweizerische Literatur des achtzehnten  
Jahrhunderts.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Morikoser. Leipzig, Hirzel.

Bei unserm lebhaft aufgeregten Nationalgefühl haben wir uns in der letzten Zeit nach allen Seiten umgesehen, was uns gehört und was wir nicht herausgeben dürfen: wir haben z. B. gefunden, daß uns Venedig gehört, Ungarn und noch manches andere. Seltsamer Weise ist noch Keinem eingefallen, daß weit mehr als alle diese Länder die Schweiz zu uns zu rechnen ist. Unser Leben greift viel inniger und unmittelbarer in das Leben der Schweiz als in jene Besitzthümer des Hauses Oestreich, namentlich wenn man die Literatur des vorigen Jahrhunderts ins Auge faßt. Wir haben im Ganzen, wie sich geziemt, mehr gegeben, aber wir haben auch viel empfangen, und die gegenwärtige Schrift ist ein Inventarium dessen, was wir unsern Landsleuten, den Eidgenossen, schuldig sind. Es ist nicht etwa eine Wechselwirkung aus zweiter Hand, wie zwischen allen gebildeten Nationen stattfindet; sondern diese Männer, die Bodmer, Haller, Drollinger, Geßner, Lavater, Pestalozzi, Müller u. s. w. haben wirklich in Deutschland gelebt, und wenn wir nicht aus der politischen Geographie wüßten, daß Zürich, Bern, Schaffhausen außerhalb des deutschen Bundes liegen, aus ihren Schriften würden wir es nicht erfahren. Das ist nicht so zu verstehn, als ob sie, durch die deutsche Literatur angeregt, sich ihrer Heimath entfremdet hätten: sie waren ebenso gute Eidgenossen als Deutsche; Eidgenossen ihrem politischen Verband nach, Deutsche als Nation.

Mögen unsere Landsleute an der Limmat nicht fürchten, daß wir nun auf Grund des Nationalitätsprincips einen Eroberungszug gegen sie vorhaben. Wir haben nicht die geringste Veranlassung, sie zu Unterthanen des Königs von Würtemberg oder des Königs von Baiern oder eines andern Potentaten zu machen; und sie der Hoheit des deutschen Bundes zu unterwerfen, kann Referent um so weniger gemeint sein, da er selber als Ostpreuße außerhalb der Pflicht des deutschen Bundes steht. Aber über kurz oder lang wird doch wol die Zeit kommen, wo es der großen deutschen Nation gelingt, sich in einem großen politischen Bau zu vereinigen, und bis dahin werden sich hoffentlich die Interessen so weit genähert haben, daß wir allgemein den St. Gotthard als unsere natürliche Grenze gegen Italien begreifen. Wenn die Schweizer einen andern Dialekt sprechen als wir, so ist das ja in Norddeutschland auch der Fall, und die plattdeutschen Dichter, die in den letzten Jahren mit ebenso viel Eifer als Erfolg das Haus- und Familienrecht ihrer Mundart vertreten,

werden sich doch wol nicht als eine von uns übrigen Deutschen gesonderte Nation constituiren wollen.

Es kann indeß noch lange währen, bis es zu jener Stammesvereinigung kommt. Bis dahin werden wir freudig alles begrüßen, was das gute Einvernehmen der Deutschen diesseit und jenseit der Demarcationslinie zu fördern geeignet ist. Das vorliegende Buch ist sowol für die Schweizer als für die Deutschen geschrieben: den einen eröffnet es einen Blick in das Familienleben ihrer Literatur, den andern gibt es eine wesentliche Ergänzung für das Verständniß ihrer allgemeinen geistigen Bewegung.

Das Buch hat zwei große Verdienste. Einmal hat der Verfasser die handschriftlichen Quellen seiner Heimath, die ihm zu Gebote standen, sorgfältig benutzt, und daher manches Neue gegeben, sodann versteht er deutlich und ansprechend zu erzählen, was bei unsern neueren Historikern nicht immer der Fall ist. Der Haupttadel, der das Buch trifft, ist mit einer liebenswürdigen Eigenschaft des Verfassers enge verbunden: er ist äußerst gutmüthig und sucht alles aufs Beste auszulegen. Dadurch wird aber die Charakteristik nicht wenig beeinträchtigt, denn bis jetzt ist es noch keinem Maler gelungen, ein Porträt ohne Anwendung des Schattens deutlich zu machen. Wo er ganz ausführlich darstellt, und wo die Physiognomie durch die Natur der Sache so stark herantritt wie bei Bodmer, hat dieser Tadel wenig zu sagen; wo man aber die Reflexion zu Hilfe nehmen muß, um einen Charakter völlig zu verstehen, wie bei Haller oder Lavater, vermißt man jene Ironie der Bildung, ohne die der Historiker leicht monoton wird.

Die Krone des Ganzen ist die Darstellung Bodmers, namentlich die Beziehungen zu Klopstock und Wieland, in denen die verschiedenen Richtungen der deutschen Literatur mit so sinnlicher Klarheit hervortreten, daß man für ihr Zusammenwirken und ihr Aufeinanderstoßen ein deutlicheres Bild gewinnt als aus manchen weitläufigen Deductionen. Den allgemeinen Faden für den Zusammenhang Bodmers mit unserer Entwicklung zu finden, lag außerhalb der Aufgabe des Verfassers; es sei uns gestattet Einiges hinzuzufügen.

Danzel hat in seiner Schrift „über Gottsched“ sehr reichhaltige Untersuchungen auch über Bodmer angestellt, die freilich dadurch etwas verkümmert werden, daß er in der Bemühung, zu einer bestimmten philosophischen Formel zu kommen, den Standpunkt zu einseitig festhält. Das Resultat, zu welchem er gelangt zu sein glaubt, daß Gottsched die Aesthetik und Kritik vom praktischen, Bodmer dagegen vom theoretischen Standpunkt betrachtet, ist zwar nicht unrichtig, aber keineswegs ausreichend. Auch der Inhalt ist bei beiden sehr verschieden; nicht bloß die Mittel der Poesie, sondern ihr letzter Zweck erschien ihnen im entgegengesetzten Licht. Sehr richtig dagegen hat Danzel nachgewiesen, daß beide Theile sich auf Wolf stützen; er hat ferner

im Einzelnen gezeigt, wie sie sich zu der Wolffschen Schule, namentlich zu Bilfinger, Baumgarten und Meier verhalten. Um dies noch bestimmter festzustellen, sei es uns erlaubt, etwas weiter auszuholen.

Wir fassen die Periode von 1680 — 1750 — vom Ende der zweiten schlesischen Schule bis zum Messias — als eine Uebergangsperiode zusammen, die, wie alle Uebergangsperioden, vorwiegend kritischer Natur ist. Es gilt zunächst, mit dem Alten aufzuräumen, um dem Neuen Raum zu schaffen. Das Alte, was nicht länger leben konnte, war 1) die orthodoxe Theologie, die sich darauf beschränkte, gegen die Ketzer zu predigen, die Glaubensartikel in scholastischer Weise zu zerfasern und die Sacramente auszutheilen; 2) die aufs Engste mit ihr verbundene scholastische Katheder-Weisheit, die von den realen Dingen, von dem wirklichen Leben der Nation und von ihrer Sprache sich gänzlich getrennt hatte; 3) die Poesie, die ohne allen wirklichen Inhalt des Gemüths, nach fremden, meistens nach schlechten Mustern gebildet, nicht Bildung genug besaß, ihre innere Armuth und Leerheit zu verstecken.

Gegen das Zunftwesen der Theologen, der Philosophen und Poeten erhoben sich gleichzeitig 1) der Pietismus, 2) die Leibniz-Wolffsche Philosophie, 3) der alt nationale deutsche gesunde Menschenverstand, der in keiner Periode unserer Literatur völlig unterdrückt war, der sich im 16. und 17. Jahrhundert hauptsächlich in den Satirikern regte und den in unserer Periode zunächst Christian Weise und Thomasius, später Liskow vertraten. Diese Richtungen kreuzten sich einander und führten, sobald sie zur klaren Erkenntniß kamen, einen Krieg auf Leben und Tod. Bei ihrem ersten Auftreten aber waren sie gleichmäßig gegen das Alte, gegen die zünftige Gelehrsamkeit, gegen die zünftige Theologie, gegen die zünftige Dichtkunst gerichtet.

Der Pietismus wollte vom Christenthum etwas Positives haben. Nach der alten Orthodoxie hatte derjenige, der glaubte, d. h. der gegen das Lehrgebäude seines Beichtvaters nicht räsonnirte, vom Christenthum gar nichts mehr; sein Religionsgeschäft war in guten Händen, und er konnte nun hingehen, leben, denken und empfinden, wie er Lust hatte. Es ist sehr charakteristisch, und noch nicht genug hervorgehoben, daß in einer Periode, wo die Rechtgläubigkeit am brutalsten austrat, nebenher die Poesie sich gradese ins Heidenthum verlor wie in den Zeiten der Renaissance. Man achtet darauf nicht, weil in der Regel Hoffmannswaldau und Lohenstein nicht mehr gelesen werden. — Spener nun und seine Nachfolger wollten sich zu dieser Resignation des Glaubens nicht verstehn. Mit dem Glauben sollte das Christenthum nicht aufhören, sondern erst recht anfangen; der Wiedergeborene sollte sich unaufhörlich mit Gott und seiner eigenen Seele beschäftigen, unaufhörlich über die Unwürdigkeit seiner Natur und die Süßigkeit der Gnade nachdenken, mit einer Mischung von Furcht und Zittern, aber auch von wonnigem Schauer, sich in die Geheimnisse der Ewigkeit versenken und dieser Beschäftigung gegen-

über alle andern für gering oder wol gar für schädlich achten. Es war oft eine grausame Quälerei, aber sie hatten doch nun auch etwas von der Religion, denn auch im Grauen liegt ein großer Genuß, wie ja die Kinder zeigen, wenn sie Gespenstergeschichten lauschen. Sehr hoch wurde die Aufgabe und die Pflicht des Wiedergeborenen, namentlich des Geistlichen, gespannt, der seiner Herde als Vorbild vorleuchten sollte. Jeder seiner Gedanken, jede seiner Empfindungen sollte heilig und verklärt sein. Dies Streben findet zuerst bei den niedern Ständen Anklang; es entstehen die Conventikel. Dann fängt der Pietismus an zu organisiren: das Frankesche Waisenhaus, die Brüdergemeinde; er bemächtigt sich z. B. in Halle des Ratheders und constituirt sich als Facultät, wie seine ehemaligen Gegner. Aber mit dieser neuen Verweltlichung ist seine Productivität abgeschwächt; die Gedanken, Empfindungen und Bilder, ohnehin an einen sehr engen Kreis gebannt, werden immer einförmiger und endlich bloßer Gedächtnißkram. Zuletzt bleibt nur ein trüber ungesunder Bodensatz zurück. Zugleich hat sich aber die Stimmung verflüchtigt und pflanzt sich miasmatisch in andere Bildungsformen ein. Es kommen die schönen Seelen, die fein gebildeten Individualitäten, die mit dem Glauben nicht anfangen, sondern nach dem Glauben sich sehnen, und in dieser Sehnsucht, in diesem Bedürfniß den aristokratischen Stempel einer vornehmen begnadigten Natur an sich zu tragen glauben. Der heilige Priester, der in der Facultät wie in der Secte in kleinen Geschäften untergeht, verwandelt sich in den Seher; er producirt seine Religion, seinen Gott: mit anderen Worten, er wird Dichter. — So haben wir das Geschlechtsregister von Spener zu Fräulein v. Klettenberg, Klopstock, Lavater, Haman u. s. w. durchgeführt.

Diesem Pietismus ist die Philosophie ursprünglich entgegengesetzt. Der Gründer jeder neuen Philosophie hebt sich über die Grenzen seiner Heimath heraus und wird Weltbürger. Der Gründer der deutschen Philosophie, Leibniz hat mit seinen deutschen Vorgängen wenig oder gar nichts zu thun; er stützt sich zustimmend oder ablehnend auf Cartesius, Spinoza, auf Newton, Locke u. s. w. Er spricht und schreibt französisch; lateinisch nothgedrungen, um sich seinen Collegien auf den Universitäten verständlich zu machen; deutsch ungerne und unbequem. Den Kämpfen seiner Zeitgenossen gegenüber entwickelt er sowol die Ironie als die Urbanität der Bildung, die jeden Standpunkt versteht, auf jeden sich versetzt, in keinen aufgeht. Auf das Volk hat er nicht den mindesten Einfluß. Nun aber tritt in seinem Schüler Wolf der echte Deutsche hervor, der Mann, der klar einsieht was seinem Zeitalter Noth thut. Die chaotische Verwilderung des Denkens, Redens und Empfindens in Deutschland bedarf einer scharfen, strengen Schule. Die Deutschen müssen wieder mit dem ABC anfangen, um die Herrschaft über ihre Sprache, also mittelbar auch die Herrschaft über ihre Gedanken, wieder zu erobern. Nie gab es einen strengeren und consequenteren Schulmeister als Wolf. Man macht den Mann

heute häufig lächerlich, weil er vieles gesagt hat, was uns trivial vorkommt; es ist aber wol der Mühe werth einmal seine ersten Schriften anzusehen — nicht die aus der Marburger Zeit, in der er sich bereits überlebt hatte — und ein beliebiges theologisches Buch, oder eine beliebige Poesie der unmittelbar vorhergehenden Jahre zu vergleichen. Man athmet eine ganz andere gesunde Atmosphäre, man empfindet nicht bloß abstracte Gedanken, sondern mit der deutschen Sprache auch deutsches Leben.

Der nächste große Einfluß seiner Lehre findet auf die Religion statt. Wolf ist der eigentliche Vater des Nationalismus. In unserer überstudirten Zeit spottet man häufig über dies „Christenthum innerhalb der Grenze der bloßen Vernunft“. Freilich hat die Religion noch anderes zu thun als zu denken, aber denken muß sie auch, und denken kann man nur mit der Vernunft; wer ohne Vernunft zu denken versucht, der denkt gar nicht, sondern er faselt. Wolf sucht das Inventarium dessen zu ziehn, was im Christenthum denkbar und begriffsfähig ist; er erläutert, er scheidet aus. Das Inventarium ist unvollständig, aber der Versuch mußte gemacht werden, wenn man nicht in das leere Gerede des vorigen Jahrhunderts zurücksinken wollte. Das „höchste Wesen“, das aus dieser Philosophie hervorging, ist an sich nicht sehr inhaltreich, aber ein sehr gesundes und nothwendiges Correctiv gegen den Aberglauben und Götzendienst der vorigen Jahrhunderte.

Nun lag aber ein zweiter Schritt nahe. Die eigentlichen Wissenschaften hatten die Forderung des Denkens im Princip nie bestritten, wol aber hatte es die Poesie gethan. Kann man dichten ohne zu denken? Das mußte untersucht werden. Leibniz und Wolf selbst hatten nur einen geringen Sinn für Poesie; die Gesetze des Weltgebäudes zu entdecken schien ihnen wichtiger, als ein gutes Madrigal zu machen; sie verwiesen die poetischen Empfindungen in das Gebiet der dunkeln unklaren Gedanken. Desto eifriger warfen sich die Schüler auf dieses Fach der Erkenntniß. Die Dichtkunst war schon bei den Alten sehr hoch angesehen, sie brachte auch jetzt Nutzen und Ehre; es mußte untersucht werden, worin ihr Vorzug eigentlich bestände. Bei der ganzen Richtung der Schule konnte das Resultat kein anderes sein als: die Dichtkunst ist eine erhöhte Redekunst; mit denselben Mitteln wie die Rede wirkt, aber concentrirt, sucht sie durch den Verstand auf das Gemüth zu wirken. Eine oberflächliche Natur wie Gottsched blieb dabei stehn. Zwar lehnte er sich mit seinen sogenannten Regeln auf die Alten, oder das was er sich unter den Alten dachte, aber im Grund waren diese Regeln aus seinem Princip hergeleitet: die Dichtkunst ist eine erhöhte Redekunst.

Denselben Standpunkt hielten der Hauptsache nach die tieferen Denker der Schule, z. B. Bilfinger und Baumgarten fest; doch gingen sie weiter und fragten, wie die Natur der Einbildungskraft beschaffen sein müsse, um durch die Vermittlung des Verstandes eine Einwirkung zu empfangen. Ein

Aufgehn des Menschen in die Poesie gestatteten sie nicht, und namentlich Bilfinger warnt sehr ernstlich vor einer zu großen Ausdehnung dieser Nebenstunden. Qui omnem aetatem, sagt er 1725, condendis carminibus aut legendis veterum declamationibus transigunt, illi facultatem distincte res concipiendi successive imminuunt.

Genau so dachte die dritte Classe der Neuerer, die wir als Vertreter des gesunden Menschenverstandes bezeichnet haben. Christian Weise war seiner Zeit einer der geachtetsten Dichter, so wie einer der fruchtbarsten. Er spricht sich über seine Kunst 1675 und 1691 folgendermaßen aus. „Sofern ein jünger Mensch zu etwas Rechtschaffenem will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Verschreiben zubringen. Ist Geschicklichkeit im Reden nothwendig, so folgt auch, daß man der Poeterei allerdings nicht entbehren könne. Der Nutzen der Poesie besteht darin, daß man copiam verborum, die Kunst zu variiren und den numerum oratorium lerne.“ „Die süße Poesie soll euch nur munter machen, damit ihr allerseits die Reden und die Sachen geschickt verbinden könnt, sie soll der Zucker sein, den müßt ihr auf den Saft der andern Künste streun. Drum lacht die andern aus, die bloß in bloßen Reimen den armen Kopf bemühen und alles sonst versäumen was gut und nützlich ist.“

Indem wir diese Meinung, welche in jener Periode die allgemeine war, erwägen, und die ganz entgegengesetzte Auffassung vom Dichter damit in Vergleich stellen, die seit dem Messias die herrschende wird, geht uns Bodmers ganze Bedeutung für die Geschichte unserer Literatur auf. Sie liegt nicht im Gegensatz seiner Regeln zu den Regeln Gottscheds, in denen bald der eine, bald der andere Recht hat (so wird man z. B. im Urtheil über die allegorischen Figuren bei Milton eher Gottsched als Bodmer beipflichten); sie liegt nicht in dem verschiedenen Geschmack, nicht in dem Unterschied der poetischen Uebungen (die Noachide ist jedenfalls noch schlechter als der sterbende Cato); sie liegt auch nicht einmal in dem bessern Verständniß dessen, worauf es eigentlich ankam. Auch ein feiner Kenner des Schönen ohne Productivität wird schlechte Gedichte machen, aber nimmermehr solche Dramen und Epopöen, wie sie Bodmer zu Stande gebracht hat. Die wahre Bedeutung Bodmers liegt darin, daß er, aus der Wolffschen Schule hervorgegangen, den Begriff eines Dichters, wie ihn Klopstock aus seiner eignen Seele gebildet hatte, nicht bloß anerkannte, sondern steigerte und für ihn in Deutschland Propaganda machte. Dies war Bodmers That, \*) nicht seine Bekämpfung Gottscheds, der auch ohne ihn gefallen wäre, wie jeder Schulmeister, der seine erwachsenen Zöglinge noch beim ABC festhalten will.

\*) In den Nebensachen ist Morikoser oft ungenau; so bezieht er z. B. Lessings Epigramm gegen den hallischen Meier (er habe Klopstock auf den Platz gestellt, wo er schon stand) auf Bodmer.

Wo jener Begriff des Dichters, des Sehers bei Klopstock herkam, haben wir gezeigt. Er stand im Anfang sehr allein damit; die Freunde, die den Anfang der Messiasde in die „Bremer Beiträge“ aufnahmen, waren über dessen Werth sehr zweifelhaft; erst durch Bodmers unermüdliche Propaganda wurde er durchgesetzt. Unmittelbar darauf beginnt dann die Fluth der inspirirten Poesie, die schließlich zu einer Doctrin und zuletzt, wunderbar genug! zu einer dem Philister geläufigen Redensart wurde.

Was aber Bodmer bestimmte, war im Grunde der Rest jener alten pietistischen Neigungen, die seine rationalistische Bildung nicht ganz unterdrückt hatte. Dem kirchlichen Leben stand er nicht nah, für Vestuben hatte er keinen Sinn, aber die Idee eines heiligen gottgeweihten Lebens war ihm geblieben; an der Vorstellung vom blinden Milton hatte er sie genährt, im Messias trat sie ihm nun lebendig entgegen. Er schuf sich in seiner Einbildung einen Klopstock, der in der Wirklichkeit nicht existirte; sein Brief an Fanny ist ebenso komisch als rührend, und wenn er es Klopstock als Bescheidenheit auslegte, daß er diesen Brief nicht abgab, während Klopstock es doch nur unterließ, um sich nicht lächerlich zu machen, so erklärt das zugleich das Entsetzen, das Bodmer ergreift, als der wirkliche Klopstock lustige Gesellschaften besuchte, als der schwärmerische Liebhaber der seraphischen Fanny ein junges Mädchen nach dem andern küßte, und als er sogar — schrecklich zu sagen! sehr viel Wein trank! Freilich waren es nur Adiaphora, aber so wenig wie Spener bei dem wahren Christen, konnte der Apostel der neuen Poesie sie bei dem wahren Sänger Gottes gelten lassen. — Das Alles ist bei Morikoser sehr anschaulich und liebenswürdig erzählt.

Um sich den ungeheuern Umschwung in dem Begriff der poetischen Aufgabe zu vergegenwärtigen, der in Bodmer gegen Weise und Gottsched hervortritt (beide hatten von der „brodlosen Kunst“, die nicht entwürdigt wurde, wenn man „für eine kleine Erkennlichkeit“ hoher Gönner häusliche Ereignisse besang, ungefähr die nämliche Vorstellung), vergleiche man mit den obigen Erörterungen Weises den schon erwähnten Brief Bodmers an Fanny, unmittelbar nach der ersten Lectüre des Anfangs vom Messias geschrieben. — „Ich kenne Sie nicht mehr, als daß ich weiß, daß der Poet des Messias Sie zur Vertrauten und Richterinn seines Werks gemacht hat. Dieses ist genug, mir einen untrüglichen Begriff von Ihren Tugenden zu machen und mich in meiner Unruhe wegen des Messias aufzurichten. Die geringste Sache kann mir nicht gleichgültig sein, welche den Messias angeht; wie sollte mir gleichgültig sein können, was für eine Person der Dichter zu seiner Vertrauten, zu seiner irdischen Muse bei dem Werk der Erlösung gewählt hat. Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugebracht hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanft-

muth und Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Freundschaft erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen, ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieses Alles sollen Sie thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde! Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werk der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein! Wenn ich die Nachwelt sage, was für eine Menge von Geschlechtern verstehe ich, die auf einander folgen werden! Ganze Nationen, die ihre Lust am Messias finden, und neben der Lust göttliche Gedanken und Empfindungen darin lernen werden, welche sie mit dem Mittler vereinigen und zu dem versöhnten Gott erheben; Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern die Seligkeit mitdanken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. (Natürlich: die ewige Seligkeit!) Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind. Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch stumme Wehmuth in seinem Umgang mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch in seinem Wachsthum verzögern. Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn eben Satan seine finstere Entschliesung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Erlösung des Menschengeschlechts zu hintertreiben.“

So schrieb nicht ein unbärtiger Knabe, sondern ein Mann von fünfzig Jahren. — Aus diesen Zeilen lernen wir Bodmers Bedeutung für die Literatur, nicht aus seinen armseligen Zänkereien mit Gottsched, nicht aus seinen epischen Gedichten — die aussehn wie ein Lohensteinischer Roman in holperigte Hexameter gebracht — selbst nicht aus seinen theoretischen Werken, in denen Wahres, Halbwahres und offenbar Falsches sich unbeholfen durch einander drängt. Uns kommen jene Ideen komisch vor; für jene Zeit waren sie die Ankündigung einer neuen Culturperiode. Der Raum veranlaßt uns diesmal abzubrechen; wir behalten uns aber vor, auf die andern Hauptcharaktere, die Mörkhofer zeichnet, zurückzukommen. Julian Schmidt.